

John Ritsch schreibt.

„Verne leiden, ohne zu klagen.“

(Aus der „N. Y. Staatsztg.“)
Wittler Ebitier!

Ich will hawone daß Sie en „Verlangt-Med“ hincintheun for taufend Teipreiterinnen for des Staatspäper for „John Ritsch“-Brieft zu schreiwone. Eigentlich thät ich bloß ene ju-fen, aber es guet doch mehr op tu Dät aus, wann mer for taufend adwone-teife thät.

Den presente Brief hen ich den Schambettist gedittätet un Sie misse thät erkte, wann er tei so schenes deutsch schreiwone thät als ich, er is halt aus e Kameel, wenn auch tei so grohes, als der Knödelsepp. Es war mer schon lieber wann ich e Teipreite-rin hätt, denn der Schambettist muß als emol immer etwas nemme for sei Händ fredi zu made.

Eigentlich hätt die Alti schon lang for mich schreiwone solle, anwer zu-erlcht hat se nix schreiwone könne von wege alleneil heule, un wege Angst daß mer in Arriers kumme thäte mit die Loschegelder. Hernach is se als mit die Wittes Meyer ge-laufe for Bargens ufzespide in re-djudice Mountain Guds un dann is se in de Fortschentellers gelaufe for aussefinne, ob ich lere thät oder sterbe un ob se en neie hohänd kriege thät, wann ich herbe thät. Denn is se bei die annere Weib-sleit gelaufe for zu vergräble wie gut sie zum Wittler Ritsch tende thät un wie hart daß es an ihr war un wie arq sie schaffe misst for mich ze plies un was ne feine Nörs se made thät.

Wei größte Tronwel is als ge-wese, wie der Wittler Ebitier das Pä-per richtig herausbringe kintt wäh-rend daß ich net schreiwone kintt, weil die Reporterbunow sind doch tei Juhs zu ihm. Der Schambettist, un der Knödelsepp, un der Pelz-tappe - Billi un der Weiße Weste-Schorfchel, der Dörre Quetsche-Hannes un de Broothner Tischst, der Gös un der Pitt un alle die annere Bunow, die kintte kumme un mei Wei kause un mei Siggat schote, anwer schreiwone thue die faule Bunow nix.

Jch sei nämlich sid gewese, Sie wisse doch, Wittler Ebitier, un mei Sidneß hat konfistit in ene Schlag ae kriege, wo mans hier Appell-kleffe talle thät. Jch hen sinwe Dotters gehat - daß es sinwe ware, hat mei Leib gefast, denn wenn es acht gewese wäre, hätt ich idur selle Bodet gekist. So en Appel-kleffe is ene sanfte Art un Sidneß un nit was suncht an en Schlag re-meinde thät. Der Knödelsepp, das Kameel, ghaab, is war jo wie Affolt un Wättern, un so en Wahrtügel schmeiße un Stuhlbeene ausreiße oder Kaputtschere oder Kollifchen oder Exploschen oder anneres Stillenow. Die Sidneß is scho all reit, bloß mer kann nit laose, un nit schreiwone, un nit lese un nit trinte un nit ordentlich esse un net schmele un suncht nix, anwer sie-leits des, is die Sidneß allreit.

Die Dotters hawone mich als ge-fragt, ob ich rede kintt oder ob ich schreiwone kintt. Rede kintt ich net, anwer die Alti hat den Ober-Dattler verzählt, ich kintt scho mei Name schreiwone. Das hat ihn sehr geplicht un er meent, das war e gutes Zeiche un ich misst schnell ein Schied seine, weil daß er es nit gleicht, wann Billi ufstänne.

Am Schlimmste war es mit dem Rede. Im Anfan hen ich gar nix talle kintt, aber jekt kann ich schon ganz gut rede, aber die Appellkleffe hat mei Kopp ageriffet, un ich hen all mei Lätin un Griet un Seienes un Differenz Kalkulus un Seitolo-gie und Fiolofofie un all so Sache vergeffe. Der Knödelsepp meent, ich hen jo Sache nie gewist gehat, aber der Knödelsepp is halt e Kameel!

Jch glaab, ich wär besser in mei Kopp, wann die sinwe Dotters bes-sere Köpp hätt. Des Sunderbarhe an mei Sidneß is, wann ich als Koppfchmerze krieg un Zahnschmerze un Reife, denn sage die Dotters, des war atq gut for mich un e sehr gut's Sein. Jekt hen ich die Gant ge-fätscht un die Dotters sein dileit, sie meene, des war e großes Mlid for mich. Jch thät noch nit soviel da-druff genow was die Dotters sage, anwer die Wittes Meyer ar der Ged un der Pelztappe-Billi un der Hesse-Hannes un der Schambettist un all die Bunow sage, die Gant wär grad gut for mich, un wann es zu die Fieß taus kumme thät, wär der Kopp bald klier. Der Broothner Tischst meent, wann ich en Been verbredde thät, so wär des sehr gut, anwer wenn mei Bei gleich abgelschnitte thät werde, wär das en absolut fast Reur for en Schlaganfällche. Er meent, wann ich des Mlid net hatt, sollt ich wenigstens mit en eigewachene Nagel an Reß mei gute Wille zeige.

Wittler Ebitier, Sie hawone tei Ebidie, wie forchtbar langweilig die Appellkleffe is. Mer kann net laose, mer kann net lese, net schreiwone un net trinte. Mei Bergnege war de Tännänts zu räse, anwer die sein so dumm, daß se de Prosperiti nit sehe könne, un se sage, se kintte die Rent jekt scho nimmer räse. Thue Sie doch emol etwas in Ihr Päper, damit die Viet ausfinne, daß mer Prosperiti hawone. Wis dahin spiel ich als en Binadel mitaus Beschumele for enee Abwechslung zu hawone.

„Verne leiden, ohne zu klagen“, wie der große Feldherr Moltke seggt, oder is es der Wangel gewese! Das

is mei Räs. Bloß die Alti, un die Riner un die Entstellner, un die Weibslait, un die Leite un all mei Frents wo kumme, un die Dotters un die Dienstmächer misse davor leide. Die ganze „Verne zu leiden“ - Ge-schicht soll die Woloch - Tröst - Spolera - Kollifchen - Schlag kriege.

Yhne des Rämliche wünschend
Mit Rigards Yours
John Ritsch Esa.

Die holländischen Windmühlen.

Nicht lange mehr wird es dauern und Holland ist um einen landschaftlichen Reiz ärmer, um den es so viele andere Länder beneiden. Die Windmühlen um Zaandam herum, das Entzücken von Landschaftmalern, Amateur-Photographen, Naturfreunden überhaupt, verschwinden, der Deutschen Wochenzeitung für die Niederlande zufolge, eine nach der andern. Wer Zeichnungen oder Skizzen von der Umgebung Zaandams noch aus dem Anfang dieses Jahrhunderts zur Hand nimmt und dann seinen Blick über die jetzige Umgebung schweifen läßt, der wird ganz gewaltige Lücken zwischen den riesigen Mühlenflügeln entdecken. Während damals wohl noch tausend Mühlen und mehr allein zwischen Zaandam und Alkmaar aus grünen Triften anfragten, vermag man gegenwärtig kaum mehr hundert zu zählen. Das irdische und noch mehr das himmlische Feuer hat in den letzten Jahren in unheimlicher Weise damit ausgeräumt. Die Versicherungsprämie für eine Mühle ist bis auf 1 1/2 und 2 Prozent gestiegen; ja, manche Gesellschaften wollen solche überhaupt nicht mehr versichern. Und ist eine Mühle einmal abgebrannt, dann denkt kein Besitzer mehr, daran, sie wieder aufzubauen. Der Dampf, der Albestwinger, hat dem Wind den Rang abgelaufen. Der Windmühlenflügel muß dem Schornstein weichen, ersetzt doch ein Schornstein fünfundsiebzig Windmühlenflügel.

Viele Handwerker sehen den Wechsel mit großem Leidwesen, denn die Segelmacher, Strohdachbeder, Schmie-de und Zimmerleute hatten mit Friede-wort an den Mühlen ein gutes Auskommen. Auch die Müllersteine fühlten sich wohl, obgleich die Arbeit nicht so regelmäßig war wie jetzt in den Fabriken und weit anstrengender, denn wenn nach einigen Tagen Stille der Wind plötzlich sich erhob, dann hieß es arbeiten, Tag und Nacht, oft noch ein 18 Stunden täglich. Wels! ein Höllenlärm dann in solcher Mühle! Hören und Sehen vergeht einem bei dem Getöse und Gehämmer. Die meiste Windmüller sind denn auch so taub, daß man sich mittelst eines Gehörrohrs mit ihnen verständigen muß. . . . Daß die Mühlen Namen tragen, damit man sie von einander unterscheiden kann, wird wohl Jedermann begreiflich finden, aber daß so ziemlich alle diese Namen dem Thier- und Pflanzenreich entlehnt sind, ist gewiß auffällig. Wir sehen „de Rat“ neben „de Muiz“, „de Vos“ neben „de Haan“, „de Wolf“ neben „het Schaap“ u. s. w., aber auch „de Vier Heemskinderen“ (Heimstinder), „de Elzenboom“ u. s. w. lassen ihr Geklapper hören. Ein hübscher Brauch in der guten alten Zeit war es, diese Mühlen zu verzieren, wenn eine Hochzeit oder ein Jubiläum gefeiert wurde. Da hingen dann alle Attribute des Gewerbes, umschlungen von Guir-landen und Flaggen, zwischen den Flügeln und unten durch wandelten behäutigen Schrittes die Gefeierten. Heutzutage geschieht dies nur selten mehr. Der giftgeschwängerte Rauch der Schornsteine umnebelt die Erin-nerungen des Volkes an Altherge-brachte. Pietät ist ein seltenes Gefühl geworden, es stirbt mehr und mehr aus im Ringen um ein Plätzchen in der modernen Gesellschaft. Das merkt man den Zaandamer Windmüllern deutlich an. Von Erinnerungen können sie nicht zehren. So gibt denn einer nach dem andern das Dach der Ureltern preis und bald wird Groß-mütterchen den laufenden Entfen von dem einst so schönen Zaandam er-zählen, wo so viele Windmühlen ge-standen haben und wo jekt der Ruh über Wiese und Stoppel fliegt.

Encumologie.

Ein Beamter des Departements für Handel und Arbeit hatte den Auf-trag bekommen, über die Arbeiten verschiedener hervorragender Ingenieure eine vergleichende Zusam-menstellung anzufertigen. Dazu ge-hörten auch die des Engländers Col-quooun, und der Beamte war auf-merksam gemacht worden, daß er nach dessen Namen die Buchstaben: M. J. C. E. (Member of the Insti-tute of Civil Engineers) zu sehen habe.

Das ist leicht zu behalten, meinte er, diese vier Buchstaben geben gerade das Wort Mice (Mäuse).

Mehrere Male hatte er in seinem Berichte den Namen des Engländers zu erwähnen. Jedes Mal stand da: Vgl. A. R. Colquooun, R. A. T. S.

Die Menschen sind immer gegen die Vernunft, wenn die Vernunft gegen sie ist.

Im Kurierzug.

Von Roth-Rothend.

Stille beherrscht die Flur, auf die sich bereits der Schleier der Nacht ge-fenkt hat, hier und da vom Halbmond leucht erhell, der von Zeit zu Zeit durch die Wolken bricht. Die Lichter des nahen Dorfes sind erloschen, nur das Wärtlerhäuschen auf der Straße der Eisenbahn ist erleuchtet. Da, hoch, von Weitem hört man schwache Getöse, das sich verstärkt, als der Gilzug mit seiner wie große Augen leuchtenden Laterne der Maschine heranbraust.

Rasselnd und donnernd faust er vorüber. Der Streckenwärtler tritt zum Reichen seiner Wachsamkeit her-vor und hält die gewinkelte Signal-fahne im Arm, gleichsam wie ein Wachposten, der sein Gewehr präsen-tiert. Danach wird es wieder still. Aber im vorbereitenden Zug ist Le-ben; Trauer und Herzgeleit begleiten ihn, ebenso wie auch freudige Erwar-tung, und auch der Genius der Pflichttreue verkörpert sich in der Gestalt des Lokomotivführers auf der Maschine. Diesem einen sind so viele Menschenleben anvertraut. Viele sind sanft eingeschlafen in dem guten Ver-trauen zu dem einen, zu den Korrekt-einrichtungen des Verkehrs; aber in einem Schlafcoupe erster Klasse da ringt ein Mann die Hände, und seinen Augen entströmen heiße Tränen nam-entlicher Trauer. Eine Depesche brachte ihm die Nachricht von schwe-erer Erkrankung seiner geliebten Frau; aber er empfindet nur zu deutlich, daß er sie nicht mehr lebend wieder-sehen wird. Wie war es sonst, wenn er heimkehrte an seinen Reiten, wie strahlten ihm die Augen der Gelieb-ten entgegen, wie liebevoll umklam-erten ihn die Armden seiner Kin-der, und nun, o wie entsetzlich! Tod-tenbleich sah er sie im Geiste vor sich, um die er einst so getrunnen, die sein ganzes Ich ausmachte, die mehr als die Hälfte seines Lebens war, und wie werden die Kinderden schluchzen vor Schmerz und Trauer um ihr ge-liebtes Mütterchen. Aus ihren Augen wird er die vorwurfsvollen Worte le-sen: „Wo hast du, der du sonst uns als ein treuer Beschützer galtest, unfer Mütterchen gelassen, warum warst du fort, wo ihr die größte Gefahr drohte, der sie erlag, warum warst du nicht bei ihr in ihren schwersten Stunden?“

Die Verzweiflung packt ihn, tau-send Bilder aus den vergangenen Jahren seiner Ehe treten vor seine Seele, gute, aber auch böse. Wie manches Mal hat ihn der Jörn hin-gerissen zu häßlichen Worten, von denen allerdings das Herz nichts wußte, aber der starke Troß, der aus dem Munde redete, ließ die Stimmen des Herzens nicht aufkommen! Wie manches Mal hatte er sogar die Blide auf andere Frauen gerichtet, von sei-ner geliebten Frau wohl bemerkt, die in stiller Gram sich verzehrte; viel-leicht hat er ihm wohlgemeinte Er-mahnungen schroff zurückgewiesen, und nun, was gäbe er darum, wenn dieser Mund sich wieder öffnete und ihm seine Schuld vorhielt, wie würde er ihren Worten lauschen, und wie würde er die geliebte Gattin jekt dankbar herzen und küssen, die es ja so gut gemeint, die beste, treueste Ka-meradin! Nun gähnt die Dede der Welt ihm entgegen, bis ihn, als schon der Morgen graut, der Schlaf auf kurze Zeit umfängt und ihn im Traum in glücklichere Tage zurück-führt!

In einem anderen Wagenabteil sitzt ein schönes, ärmlich gekleidetes Mädchen; auch dies vermag kein Auge zu schließen, doch nicht aus Trauer, sondern aus trauriger Er-wartung. Zwei Jahre hat die Arme, verstoßen von Eltern und Geschwis-tern, in der Fremde weilen müssen, um anderen zu dienen. In der Hand hält es einen Brief und liest ihn wie-der und immer wieder. Thränen der Nührung entrollen ihren Augen. „Endlich, endlich, mein geliebtes Herz, kann ich die Verhehlung wieder auf-machen“, ist der Inhalt des Briefes, „die ich an dir verschuldet habe; von falschen Freunden überredet, war mein Bild getriibt, und ich vermochte nicht mehr Recht und Unrecht zu unter-scheiden. Aber kürzlich, wo ich an der Bahre eines dieser Freunde stand, da war es mir, als ob der Geist mir zuraunte: „Ich habe dich zu Unrecht be-rathen, eile und mache wieder gut, was du an ihr verschuldet hast.“ Da erwachte mein Pflichtgefühl und gleichzeitig meine Liebe, die nun nie wieder erlöschen soll. Ich danke Gott, daß es mir vergönnt ist, dich, mein geliebtes Wesen, zu Ehren zu brin-gen, wie du es verdienst. Unsere Hochzeit, mein Verlobung, soll ein Fest werden, äußerlich schlicht und ein-fach, aber hell erglänzend in unserer Seele und in unseren Herzen.“

In einer Ecke, in sich zusammenge-sunken, schlaftrunken, aber wachend, den Blick auf den Boden gesenkt, sieht man den verlorenen Sohn einer acht-baren Familie. Er war das Opfer des losen Lebens geworden und hatte sich an Hab' und Gut seines eigenen Va-ters vergriffen. Aus Schamgefühl war er, als der Diebstahl entdekt wurde, aus dem elterlichen Hause ver-schunden.

Die liebevolle Mutter hatte durch vieles Bitten von ihrem streng denken-den Mann für den Sohn Vergebung erlangt, und einige Tage nach der That sah man an den Litzfahnen in Ber-lin ein Plakat: „Lieber Emil, kehre zurück zu deinen betrübten Eltern, es

soß alles vergeben sein.“ Aber Emil war mit dem Rest des geraubten Gel-des nach Frankreich gereist und hatte sich zur Fremdenlegation anwerben las-sen. Erst nach Jahresfrist war es dem ältesten deutschen Detektivinstitut gelungen, seine Spur zu verfolgen und ihn in Sidi bel Abes in Süd-Algier zu entdecken. Da die Legionäre sich vertraglich gleich auf mehrere Jahre verpflichtet müssen und es nicht mög-lich war, eine Entbindung von dem Vertrage bei dem Kommando zu er-reichen, so mußte man zu dem Mittel der Befreiung durch die Flucht grei-fen; zwei Detektive des genannten In-stituts leisteten dabei die nötigen Hilfsdienste, und es gelang mit einem Segelschiff, von Oran aus nach Spa-nien zu entkommen. Jetzt geht die Reise in Begleitung jener beiden auf deutschem Boden dem Vaterhause zu. Welche Erwartung auf beiden Seiten! Und der Kurierzug rast unaufhaltsam, all seine don so verschiedenen Gedan-ken und Empfindungen beherrschten In-fassen ihrem Ziele zuführend.

Er kennt die Hausfrauen.

Moriz Hambacher, der kleine Agent des großen Fabrikanten David Lö-wenberg, macht bei diesem, der seinen Geburtstag feiert, einen Gratulations-besuch. Beim Wlegen von Hut und Stock auf dem Korridor bemerkt er durch die offene Rächthür das Hauptstück des Festmahles, einen mächtigenRehrüden, dessen einladendes Brozzeln gar lieblich an sein Ohr dringt.

„Wer da miteffen dürfte!“ sagte sich Hambacher im stillen und genekt da-bei wehmüthig seines Mittagsmahls für sechzig Pfennig mit Bier. Dann wirft er noch einen sehnsüchtigen Blick in die Küche, laßt seine Nase noch ein-mal an dem Duft des Bratens und be-tritt den Salon Löwenbergs, wo die-fer die Glückwünsche der Gratulanten entgegennimmt und sie mit Wein und Torie regalist, von welchen guten-Dingen Hambacher möglichst viel in der Ecke, in die er sich befeidenen zurück-ge-jogen hat, zu sich nimmt.

Plötzlich ruft er: Frau Löwenberg, äußert sich etwas sehr laut: „Die Re-gine Maier hat heute wieder nicht gra-tulirt, David, Jch finde das sehr un-geliebt - ja, Jch gar gemein, wo wir doch bis zum Tod ihres Mannes so gute Freunde waren. Was sagen Sie dazu, Hambacher?“

„Was darf ich sagen,“ antwortet dieser, „meine liebe Frau Löwenberg, wo mich noch heute Regine Maier zu einem Rehrüden eingeladen hat, den man nirgends besser isst als bei ihr.“

„Nirgends besser als bei ihr?“ ruft hohnlachend Frau Löwenberg. „Nun, Hambacher, Sie werden heute bei mir Rehrüden essen - viel Rehrüden, und dann sollen Sie mir sagen, wo er Jh-nen besser schmeckt, bei mir oder bei der Regine.“

„Aber, beste Frau Löwenberg,“ ant-wortet Hambacher verlegen, „ich kann doch nicht -“

„Was können Sie nicht?“ spricht energisch Frau Löwenberg. „Sie wer-den bei uns essen und damit fertig!“

„Na, er ach denn auch bei Löwen-bergs - viel und gut. Besser wie bei Regine Maier, deren Haus er übri-gens noch nie betreten hatte.“

Schimmels Ende.

Unter dieser Epithymare lesen wir im „Leipziger Tageblatt“: Zum ersten-mal wohl in der Geschichte der Kai-serparaden sind die brittischen Trup-pentheile am 27. August in Metz und am 29. August in Straßburg i. E. ohne einen Schimmel in der Front, d. h. unter den Dienstpferden, ausge-riedet. Nur einzelne Offiziere sind auf Schimmeln beritten gewesen, und zwei Pautenpferde - der 13. Husaren und 9. Dragoner - waren Scheden mit beabsichtigt auffälliger Zeichnung. Wenn in Ost- und Westpreußen und in Posen immer noch vereinzelt schnit-tige, leichte Schimmel von den Be-monte-Kommissionen angekauft wer-den, so sind sie meist für die 1. Leib-husaren oder die wenigen Trompete-ten bestimmt, die aus Tradition Schimmel reiten. Im XV. und XVI. Korps, an der stets kriegsbereiten Grenze, hat aber der Schimmel keine Stätte mehr. - Auch in Frankreich sucht man die weiße und graue Pfer-defarbe im Heere nach Möglichkeit ver-schwinden zu lassen.

Der Oberkammerer.

Bei einer Garden - Party in der österreichischen Bottschaft wurde kürz-lich eine hohe Persönlichkeit des Wie-ner Hofstaats einer felschen Amerita-nerin vorgestellt. Diese Dame, die ihre Einladung zu der aristokratischen Gesellschaft weniger der Zahl ihrer Vorfahren als ihren Millionen ver-dankte, fragte in naiver, aber auch to-ketter Weise den ihr bisher unbekann-ten Baron, was der Titel „Oberkäm-merer“ bedeute.

Jener antwortete: „Der Träger braucht sich persönlich nicht ausge-zeichnet zu haben; man erhält den Ti-tel nur, wenn man eine große Anzahl von Ahnen hat, die dem Lande in ir-gend welcher Weise bedeutende Dienste leisteten.“

Die Mexikanerin darauf: „Ach, da

geht es mit den Oberkammerern bei Ihnen wie mit den Kartoffeln bei uns. Das Werthvolle liegt unter der Erde.“

Klagen über Dienstboten in der guten alten Zeit.

Wieviel Mergel und Verdruß Dienstboten schon vor 200-400 Jahren Herren und Herrinnen in Deutschland oerursacht, geht zur Genüge aus der Schrift „Gefind Teufel!“ hervor, die Peter Glaser, Prediger zu Dresden, im Jahre 1564 veröffentlichte. Es heißt hier, die Namen aller frommen Anechte und Mäde könnten wohl in einen Weischastrig eingegraben werden. Wohin man höre: nichts als Klagen über Dienstboten. Viele Herren und Frauen sagten, sie wollten selbst soviel wie möglich arbeiten, um desto weniger Gefinde, mit welchem man ja die schlechtesten Erfahrungen machte, halten zu brauchen. Land-güter würden zuweilen nur deshalb verkauft, weil die Besitzer sich nicht länger getrauten, mit Anechten und Mäden, auf die kein Verlaß sei, auszukommen. Nichts man Fragen an die Dienstboten, so wühten sie oft nicht, ob sie überhaupt antworten sollten; nicht selten mußte man drei-mal fragen, um überhaupt ein Wort aus ihnen herauszukriegen. Wenn sie schließlich den Mund aufmachten, sagten sie: „Mumm, mumm“, so daß man nicht wisse, ob's gebauen oder gestochen sei. Sie lehten auch wohl der Herrin mit höhnischen, schnippischen Worten den Rücken zu, sogar in Gegenwart von Gästen. Das Gefinde sei so naseweis gewor-den, daß es alles besser wissen wolle, als die Herrschaft, und gerade das Gegentheil von dem thue, was ihm befohlen. In den meisten Fällen wäre es auch nur in Gegenwart der Herren und Frauen fleißig, in deren Abwesenheit schliefen die Dienstboten am hellen, lichten Tage auf dem Felde, im Hause oder in der Scheune. Die Schlüssel dürften ihnen fast nir-gends mehr anvertraut werden; sie nachten, wo sie könnten, tauchten die Finger in alle Töpfe und verzriffen sich an Eiern, Butter, Käse, Milch, Speck, Fleisch, Obst und dergleichen. Im Keller trantten sie aus den Fäßern Bier und Wein und erketen das Fehende durch Wasser. Schelte man sie aus gutem Grunde, so mußte man trotzdem auf freche Erwiderungen ge-faßt sein. Sage man ein Wort, so sagten sie jehn dagegen und wollten immer das letzte behalten. An den armen kleinen Kindern, die sie nicht verrathen könnten, kühlten sie wohl durch heimliches Schlagen und Zwaden ihr Mitleid, wenn sie ge-hörig ausgescholten wären. Ja, ja, die „gute alte Zeit!“

Natürliche Folge.

„Als ich Müller's Frieda kennen lernte, sollte sie zwanzigtausend Mark mitbekommen; heute bekommt sie hun-derttausend Mark.“

„Was? So reich sind die Müllers geworden?“

„Nein, aber so lange - kenne ich sie schon.“

Aus der Schule geplaudert.

„In einem Sahgefüge mit „war“ und „aber“ drückt der Nachsah häufig eine Milderung des Vordersatzes aus. Bellwag, kannst Du mir ein Beispiel dafür nennen?“

„Mein Vater haut mir zwar jeden Tag, aber er bekommt auch von Mut-tern seine Kelle.“

Unsere jetzigen Dienstboten.

„Du hast also das neue Dienst-mädchen, trotzdem es so schlecht locht, doch behalten?“

„Ja - weißt Du, es photographirt so entzückend; erst gestern hat es ein prächtiges Gruppenbild von uns ge-macht!“

Verblümt.

Gast (seine Hotelrechnung lesend): „Sagen Sie mal, Kellner, hat hier nicht der Schiller übernachtet, bevor er seine „Mäuber“ geschrieben?“

Betrachtung.

Angelagter (nachdem der Staats-anwalt und der Verteidiger gespro-chen haben, für sich): „Na, der Herr Staatsanwalt hat sehr schön geredt, aber mein Verteidiger hat sei' Sach' a quat gemacht! Au bin i' wirkli' neugierig, wer Recht behalten wird?“

Darum.

Nichter (zum eingetragenen Verbre-cher): „Wann wurden Sie das letzte Mal bestrast?“

Angelagter: „Vor fünf Jahren.“

Nichter: „Und seitdem nicht wie-der?“

Angelagter: „Nein.“

Nichter: „Und wo waren Sie seit-dem?“

Angelagter: „Im Zuchthause.“

Vom Kaiserhof.

Untersoffizier (zu einem ungeschick-ten Soldaten): „Mensch, ich glaube, Sie würden nicht mal als Stiefel-pußer eine Glanzleistung zuwege brin-gen!“

Mit Einschränkung.

Gattin (die ein neues Kleid anpro-birt, eitel): „Na, wie mach ich mich nun, Männchen, hübsch, was? Wür-dest du dich wohl heute auch noch in mich verlieben, wenn du mich so ten-nen lernen würdest?“

Gatte (sehr gedehnt): „Na ja, hm, wenn ich 's Necht nich seh.“

Von den Ereignissen widerlegt.

Mann: „Wann, was ist denn los, Mutter? Warum hast du denn die Föbre so verächtelt?“

Frau: „Er ist mir über das Pflau-menmus hergegangen.“

Mann: „Siehste, Ose, und da sagt du immer, über Pflaumenmus jekt doch nicht.“

Gelungen.

Herr (zum Wagenbauer): „Wissen Sie, ich möchte halt einen Wagen ha-ben, wo ich mit meiner ganzen Fa-milie Sonntagsausflüge machen kann.“

Wagenbauer (mit einem Blick auf die zahlreichen Kinder): „Ach, verstehe, Sie wollen also einen Omnibus ha-ben.“

Impertinent.

Sie (mit ihrem Manne streitend): „Wenn du 'mal wirklich von mir geschieden bist, so wirst du noch oft an mich denken müssen! Eine zweite Frau, wie ich, wirst du nie mehr be-tommen!“

Er: „Hoffentlich...!“

